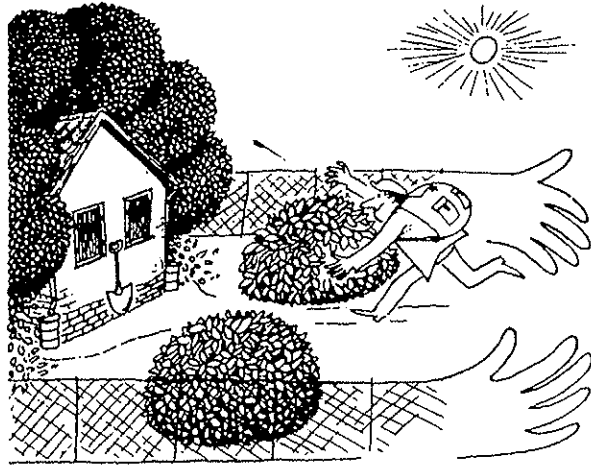


Isolde Dietrich

Kleingärtner im Spiegel der DDR-Karikatur



Harri Parschau (1969)

Wer sich ein Bild vom ostdeutschen Kleingärtner machen will, kommt an den Karikaturen nicht vorbei. Allein die Zeitschriften *Frischer Wind* bzw. *Eulenspiegel* haben zwischen 1946 und 1990 an die zweihundert Zeichnungen zu diesem Thema veröffentlicht. Da wurde mit spitzer Feder auf den Punkt gebracht, was viele langatmige Texte nicht schafften. Sie vermittelten ein Gespür für das damalige Lebensgefühl und die Realitäten des Alltags.

Dabei war der Kleingärtner durchaus keine Witzfigur. Er repräsentierte eher den typischen DDR-Bürger, der ständig im Spannungsfeld zwischen gesellschaftlichen Normen und persönlichen Wünschen stand und sich ganz normalen Absurditäten und Skurrilitäten gegenüber sah. Man lachte nicht über den Kleingärtner oder gar auf seine Kosten, sondern mit ihm – mit einem Augenzwinkern, mit Sympathie und Selbstironie.

Heute kann man über manche Karikaturen nur noch müde lächeln. Sie haben keinen Biß mehr. Das liegt nicht an den Zeichnungen, sondern an den Umständen, die sich gründlich geändert haben. Der politische, soziale und kulturelle Hintergrund, der bestimmte Phänomene kurios erscheinen ließ, existiert nicht mehr. Da muß jede Pointe von damals verpuffen. Was einst komisch und doppeldeutig wirkte, blitzartig ganze Werte-

welten und Lebensauffassungen in Frage stellte, kommt uns inzwischen bieder und brav vor. Nicht nur die Umstände sind heute andere. Auch wir selbst haben uns verändert. Wir haben vielleicht gar keine Antenne mehr für das, was uns früher – je nach Temperament – zum Schmunzeln brachte oder die Tränen in die Augen trieb.

In der DDR wurde viel gelacht. Der politische Witz blühte. Bei der Arbeit verging kaum ein Tag ohne die berühmte Frage: Kennt Ihr den? Kabarettvorstellungen waren ausverkauft. Im Publikum knisterte es. Alles lauerte auf den nächsten Hieb. Die kleinste Andeutung genügte, um es im Saal brodeln zu lassen. Beim Fernsehen spitzte man die Ohren, ob sich der Conferencier um Kopf und Kragen reden würde. Vor Karikaturausstellungen standen die Leute stundenlang Schlange. Der *Eulenspiegel* gehörte zur Bückware. Heute, wo alles erlaubt ist, haben Humor und Satire ein schweren Stand. Wir lechzen nicht

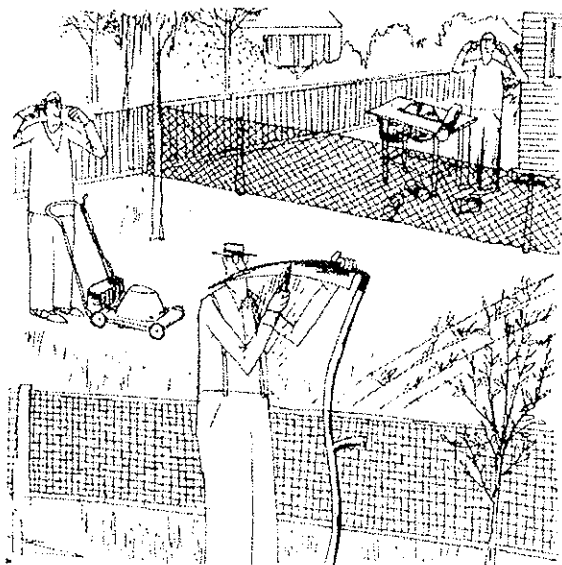


„Ach du lieber Gott, was sind denn das für Gipstiere?“ „Ja, wissen Sie, Gartenzwerge sind mir zu kitschig!“ – Georg Wilke (1954)

mehr danach, wir strecken unsere Fühler gar nicht mehr aus. Die Witz- und Lachkultur der DDR ist mit dem politischen System sang- und klanglos untergegangen. Man muß dem gewiß nicht nachtrauern. Nur ist nichts Vergleichbares nachgewachsen. Die Widersprüche sind nun anderer Natur. Mit einem befreienden Lachen ließe sich manches vielleicht leichter ertragen.

Doch zurück zum Kleingärtner im Spiegel der DDR-Karikatur. Die Zeichnungen mögen für den normalen Betrachter inzwischen belanglos sein. Sie bleiben aber wichtige zeitgeschichtliche Dokumente. Von der Historikerkunft werden sie allerdings kaum ernst genommen. Es gibt nur wenige Geschichtsforscher, die Karikaturen in ihre Untersuchungen einbeziehen. Vielen fehlt einfach das Handwerkszeug dazu, denn Bilder kann man nicht wie Textseiten lesen. Auch die Quellenkritik muß hier andere Wege gehen. So werden Zeichnungen bestenfalls dafür benutzt, eher dröge Abhandlungen gefällig aufzulockern und zu illustrieren. Daß sie eigene Wahrheiten ans Licht bringen, die andere Quellen eher verschleiern, ist kaum im Bewußtsein. Für die DDR-Forschung wäre es sicher ein Gewinn, wenn Wissenschaftler auswerten würden, was Karikaturisten zu ihrem jeweiligen Gegenstand zu sagen hatten.

Schaut man sich die Fülle der Motive



Henry Büttner (1987)

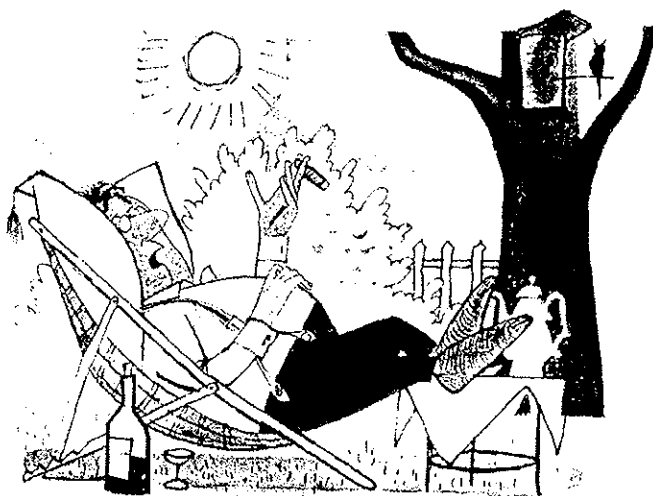


Cleo-Petra Kurze (1984)

zum Kleingartenthema an, so kann man sagen: alle bekamen ihr Fett weg – die Kleingärtner selbst, die Spartenvorstände, der ganze Apparat des VKSK mit seinem Wettbewerbsspektakel und seiner Tonnenideologie, seinem Sitzungs- und Berichtsunwesen, Handel und Versorgung mit ihrer schizophrenen Aufkaufpraxis und der Unfähigkeit, die einfachsten Dinge für Garten und Kleintierhaltung bereitzustellen. Für Karikaturisten war klar, daß hinter alledem die SED-Führung stand mit einem Gesellschaftsmodell, nach dem man vielleicht eine Laubenkolonie organisieren konnte, aber keinen modernen Industriestaat. Doch das waren heilige Kühe. Über Partei und Regierung mochten unzählige Witze in Umlauf sein. Zielscheibe von Karikaturisten wurden sie nicht. So etwas wäre einerseits nie veröffentlicht worden. Die Zeitschriften *Frischer Wind* bzw. *Eulenspiegel* waren beileibe keine Oppositionsblätter. Sie unterstanden wie alle offiziellen Medien der Abteilung Agitation des ZK der SED, erhielten von dort die berühmte Anleitung und Kontrolle. Das heißt allerdings nicht, daß sich das Arsenal von Karikaturisten eindeutig als Kampf- und Erziehungsmittel der Partei in Dienst nehmen ließ. Andererseits brauchte die Obrigkeit nach Meinung vieler Zeichner gar nicht durch den Kakao gezogen zu werden. Was sie tat, gehörte ohnehin ins Reich der Realsatire. Politiker machten sich selbst lächerlich genug. Da mußten schlitzohrige Karikaturisten gar nicht nachhelfen.

Es ist unmöglich, hier das ganze Spektrum von witzigen Zeichnungen vorzustellen, die sich dem Kleingartenmilieu widmeten. Die Auswahl soll sich daher auf drei Themengruppen beschränken: erstens auf relativ zeitlos erscheinende Zeichnungen, die Freud und Leid des Kleingärtnerlebens zeigten und allgemein menschliche Schwächen aufs Korn nahmen, zweitens auf jene, die den Kleingärtner als Repräsentanten des DDR-Bürgers schlechthin vorstellten und schließlich drittens auf diejenigen, die eher allegorischer Natur waren, den Kleingarten als Sinnbild des kleinen Landes mit seinen begrenzten Maßstäben und Ansprüchen verstanden.

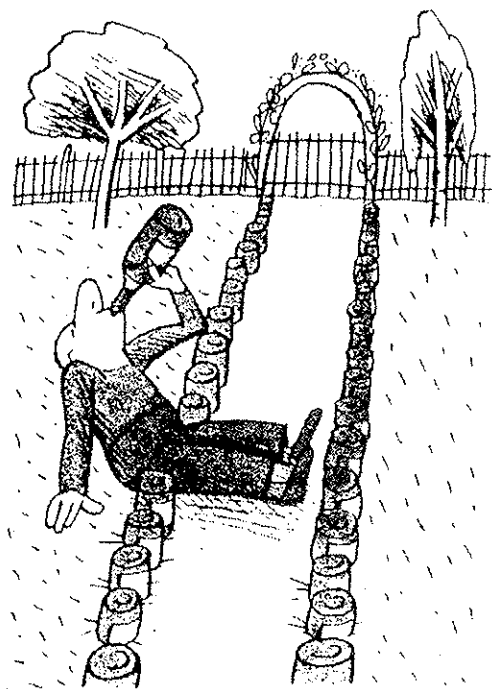
Die scheinbar zeitlosen Karikaturen zeigten das Kleingartenmilieu als heitere Lebenswelt jenseits der großen politischen und sozialen Linien. Das ganze geschäftige Treiben zwischen Rosenbeet, Einwecktopf und Bratwurstgrill kam ins Bild, der ewige Kampf mit den Wühlmäusen und Schnecken, die Tücken der Kirschweinbereitung oder des Obstbaumschnitts, das Kreuz mit der lieben Verwandtschaft, die sich lediglich zum Ernten einstellte. Da wurden auch allerlei Marotten und Unsitten aufgespießt, über die man nur den Kopf schütteln konnte. Ehrpus-



„Was, sozialistische Brigade? Und wann nehme ich dann meine diesjährige Grippe?“
– Karl Schrader (1959)

selig noch das letzte Hälmchen vom Wege zupfen, jeden vom Nachbargrundstück herüberhängenden Zweig stutzen, selber Rasenmäher und Kreissäge anwerfen, sich aber aufregen, wenn irgendwo jemand seine Sense dengelt, von der herrlichen Natur schwärmen, indes die chemische Keule schwingen und die Luft mit brennenden Gartenabfällen verpesten, einander mit der längsten Gurke oder dem dicksten Kürbis ausstechen wollen, jedes Jahr der Klitsche noch eins draufsetzen – so etwas mußte die Zeichner reizen.

Immer wieder ins Visier genommen wurde die Gartengestaltung, all das, womit die Parzellen „verschönt“ wurden: Burgen und Grotten, Eiffelturm und Kolosseum, nachgebaut im Schrebergartenformat, Miniaturteiche und -brücken, Anker, Geweihe, Wagenräder, bepflanzte Milchkübel, Autoreifen und Schubkarren, mit leeren Flaschen eingefasste Wege, nicht zu vergessen die allgegenwärtigen Gartenzwerge, die auch im Osten geradezu Kultstatus besaßen. Bei alledem wurde nie der Zeigefinger erhoben, niemand bloßgestellt. Aus den Flaschenbatterien etwa den Schluß zu ziehen, Kleingärtner sollten als besonders trinkfestes Völkchen vorgeführt werden, wäre glatter Unsinn. Getrunken wurde quer durch alle sozialen Schichten, und zwar in einem solchen Maße, daß es zum gesellschaftlichen Problem wurde. Wie ließ sich darauf mit Karikaturen reagieren? Bilder von beschwipsten Arbeitern, Ärzten, Künstlern oder Politikern hätten einen Aufschrei der Entrüstung hervorgerufen: Unsere Menschen sind nicht so! Es hätte Proteste wegen Ehrab-



Barbara Henniger (1989)



„Tach, Herr Nachbar! Wieder krank geschrieben?“
 „Ja, mein Rheuma macht mir wieder mächtig zu schaffen!“
 — Louis Rauwolf (1953)

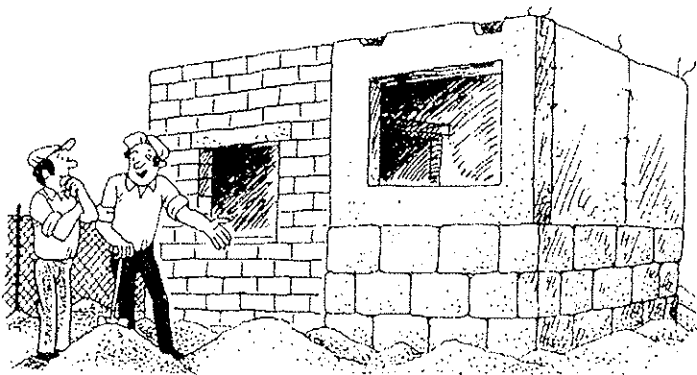


„Alles aus eingespartem Material!“
 — Harri Parschau (1982)

schneidung und Rufschädigung gehagelt. Kleingärtner dagegen waren kein besonderer Berufsstand. Die konnte man eher attackieren. Sie galten auch als Gemütsmenschen, die das schon nicht so tragisch nehmen würden. Außerdem waren sie die einzigen, die leere Schnapsflaschen nicht in die Altstoffsammlung gaben oder klammheimlich im Müll versenkten, sondern für jedermann sichtbar aufreiheten.

Ähnlich verhielt es sich mit dem ästhetischen Sinn. Auch hier ging es nicht darum, über die Vorstellungen der Kleingärtner von einem schönen Garten die Nase zu rümpfen. Warum auch? Verborg sich nicht hinter ostdeutschen Wohnungstüren der gleiche gefüh-

lige Zauber? Womit haben die Leute ihre eigenen vier Wände gemütlich und heimelig gemacht? Da standen wohl keine bunten Zipfelmützen. Doch was an Schmuck an den Wänden hing, Fenster und Balkons zierte, Vitrinen und Schrankwände füllte, auf Tischen und Sofas ausgebreitet wurde, dürfte bei vielen von ähnlicher Güte gewesen sein. Freilich provozierte die Gartenkunst weit mehr als die „Kultur im Heim“, denn die Dinge wurden unter freiem Himmel, also vor aller Augen zur Schau gestellt. Für Karikaturisten war das ein gefundenes Fressen, aber nicht, weil sie den Kleingärtnern eine besondere Schwäche für Kitsch anhängen wollten. Vielmehr lautete die Botschaft: Seht her, auch das ist die DDR, unsere Republik, wie sie leibt und lebt. Diese putzige kleine Welt gibt es hier und heute, mitten unter uns und um uns herum. Das ganze Gerede von der sozialistischen Persönlichkeit und all die Kultur- und Bildungspläne haben im Alltag wenig ausgerichtet. Kleingärtner mögen mitunter einen seltsamen Schönheitssinn und eigenwilligen Gestaltungsdrang demonstrieren. Sie unterscheiden sich darin aber in nichts von der übrigen Bevölkerung.



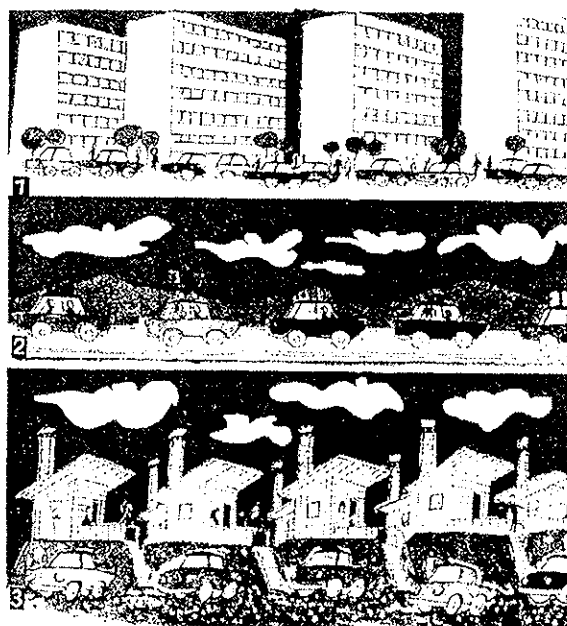
„War nicht einfach! Mußte dreimal den Betrieb wechseln.“ — Harri Parschau (1985)

An diesen Beispielen wird schon deutlich, daß selbst solche Karikaturen so zeitlos nicht waren, wie sie auf den ersten Blick erschienen. Die Vorliebe für Gipsfiguren, Flaschenpalisaden und ähnliche Kostbarkeiten war schließlich ein internationales Phänomen, unter Kleingärtnern vieler Ländern verbreitet. So etwas konnte nur deshalb zum Stein des Anstoßes werden, weil in der DDR offiziell ein ganz anderes Menschenbild verkündet wurde. Die Erbauer des Sozialismus sollten auch in ihrem Privatleben „neue Menschen“ sein, sich jenseits von Arbeit und Politik nicht in eine kleingärtnerische Idylle zurückziehen oder an irgendwelchen trivialen Dingen Freude haben.

Zur zweiten Gruppe gehören Zeichnungen, bei denen sich der Kleingärtner als besonders tragfähiger Typ erwies, um Widersprüche und Konflikte des realen Sozialismus sichtbar zu machen. Ein Klischee, das in den Karikaturen immer wieder auftauchte, war das vom Kleingärtner als fröhlichem Arbeitsbummelanten, der im Betrieb mitgehen ließ, was nicht niet- und nagelfest war, dem Planerfüllung, Wettbewerb und Brigadeleben herzlich egal sein konnten, wenn es nur auf seiner Parzelle zügig voran ging. Dieses Thema war gewissermaßen ein Dauerbrenner. Von Anfang der fünfziger bis Ende der achtziger Jah-



„Angefangen hat das damals, als ich von Tante Erna diese Laube erbte und die Genehmigung zum Bau eines Hühnerstalls vorlag...“ — Peter Dittrich (1989)



Dikrobaz (Prag 1983)

re sind zahlreiche Karikaturen dazu erschienen. Die Zeichnungen zeigten fast ausschließlich Männer, die – mit dem Krankenschein in der Tasche – im Garten rackerten, was das Zeug hielt. Da wurden Beete umgegraben, Bäume gepflanzt, Zäune gesetzt, schwere Karren geschoben, Steine und Zementsäcke geschleppt, Balken zurechtgesägt und Betonmischer gefüllt. Die alljährliche Frühjahrsgrippe der Laubenpieper war geradezu sprichwörtlich. Immer wenn die Gartensaison begann, leerten sich auf rätselhafter Weise Werkhallen und Büros. Hieraus abzuleiten, Kleingärtner sollten als besonders schlimme Sozialschmarotzer angeschwärzt werden, wäre aber zu platt. Es war wie im Fall der Gartenzwerge und Schnapsflaschen auch: Was immer der Kleingärtner tat, er tat es unter den Augen der Öffentlichkeit. Ein Blick in die Anlagen offenbarte, was sonst im Verborgenen geschah. Wer sich krank schreiben ließ, um endlich die Wohnung zu tapezieren oder sich einfach mit einem Bierchen vor den Fernseher zu setzen, konnte kaum ins Gerede kommen. Aber wer als Berufstätiger mitten in der Woche tagsüber im Garten aufkreuzte, fiel auf, hatte immer Augen- und Ohrenzeugen. Man mußte hier kein Voyeur sein, um das Privatleben der Nachbarn mitzubekommen.

Tatsächlich war der Krankenstand in DDR-Betrieben extrem hoch. Zwanzig Prozent und mehr galten mancherorts als normaler Wert. Auch das Krankfeiern war weit verbreitet. Für den einzelnen fielen die finanziel-

Die Kirschkernefrage

Liebe Frau Hartmann,

Wir konnten es kurz machen.

Zum Sachverhalt: Sie beobachteten am 17. August in einem Obst- und Gemüsegeschäft in Mirov folgende Szene:

Ein Ihnen unbekannter junger Mann lieferte etliche Körbe Kirschen ab und kautete sie sogleich wie der zuruck. Die Differenz zwischen Einkaufs- und Einzelhandelspreis, seinen Profit also, wenn ich die von jagenauer Begriff der Deutlichkeit halber mal verwenden darf, suchte der junge Mann tiefbedeutend ein.

Von der Verkäuferin erfuhr Sie, daß der junge Mann die Kirschen als Produzent verkauft und als Verbraucher, stellvertretend für seine Schwiegereltern, gekauft hat.

Sie und die anderen Kunden waren bedrückt. Das Verkäuferin allerdings auch.

Das sollte Sie trösten, liebe Frau Hartmann: Der junge Mann hatte nicht ein einziges Körbchen Kirschen zurückgelassen. Und dabei hatte das Kollektiv der Verkäuferin so gerne auch welche gekauft.

Alle Ratsuchenden und Trositbedürftigen grüßt

Hans-Joachim Berlin

Peter Dittrich (1987)



len Einbußen kaum ins Gewicht, solange er sich innerhalb der Frist von sechs Wochen im Jahr bewegte. Für manche war der „SV-Urlaub“ fest eingeplant. Ein Verlust den Arbeitsplatzes war nicht zu befürchten, auch keine Abstriche bei der Rente. Wenn es im Betrieb ohnehin nicht so lief, Material fehlte oder die Produktion aus anderen Gründen stockte, dann konnte man auch gleich ganz wegbleiben. Denn nichts war zermürbender, als untätig herumzusitzen. So hat nahezu grenzenlose soziale Sicherheit, gepaart mit schlechter Arbeitsorganisation sicher einen gewissen Anteil an dem hohen Krankenstand gehabt.

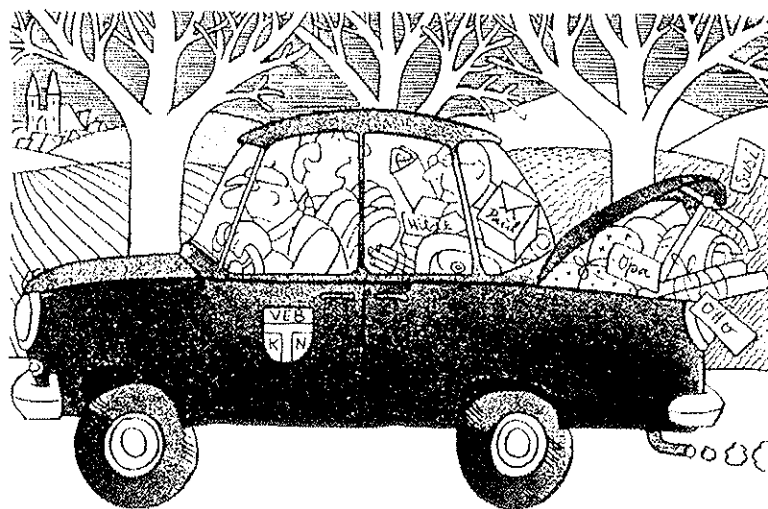
Entscheidend dürften aber ganz andere Faktoren gewesen sein. Die lange Wochen-, Jahres- und Lebensarbeitszeit, die allgemeine Berufstätigkeit der Frauen, die naturgemäß durch die Geburt und Pflege der Kinder häufig ausfielen, mitunter extrem belastende Arbeits- und Umweltbedingungen, eine ungesunde Ernährung, übermäßiger Alkohol- und Tabakkonsum sowie viele andere Dinge ließen den Krankenstand in die Höhe schnellen. Allein die Tatsache, daß die DDR 1989 hinsichtlich der Lebenserwartung gegenüber 1950 kaum Fortschritte gemacht hatte und mit 72,5 Jahren unter 28 europäischen Ländern Rang 21 einnahm, warf ein Licht auf

die gesundheitliche Verfassung der Bevölkerung. Öffentlich ist aus guten Gründen darüber kaum diskutiert worden. Und auch mit Blaumachern wurde eigentlich nur vor Ort gesprochen, unter vier Augen, von Kollege zu Kollege, höchstens noch in den Gewerkschaftsgruppen und Arbeitskollektiven, notfalls vor der Konfliktkommission.

Unter den notorischen Arbeitsbummelanten waren Gartenfreunde wahrlich eine verschwindende Minderheit. Aber der knuffige Kleingärtner gab so ein schönes griffiges Bild ab, an dem man tiefer liegende Konflikte und verborgene Wahrheiten ans Licht bringen konnte. Die Karikaturisten ließen sich so

eine Gelegenheit nicht entgehen. Sie waren eigentlich die einzigen, die dieses heiße Eisen in den Medien anpackten.

Man kann solche Zeichnungen aber auch ganz anders lesen. In der DDR standen Kleingärten und Kleingärtner bei Partei- und Staatsführung vor allem deshalb hoch im Kurs, weil man von ihnen jede Menge Obst, Gemüse, Honig, Eier, Kaninchen usw. erwartete. Der Verband der Kleingärtner, Siedler und Kleintierzüchter hatte da Planvorgaben wie ein Wirtschaftsverband. Er versuchte seine Mitglieder zu motivieren, diese ehrgeizigen Ziele auch zu erreichen. Wer das wirklich ernst nahm, konnte gar nicht anders, als jede freie Stunde im Garten zu verbringen. Wenn

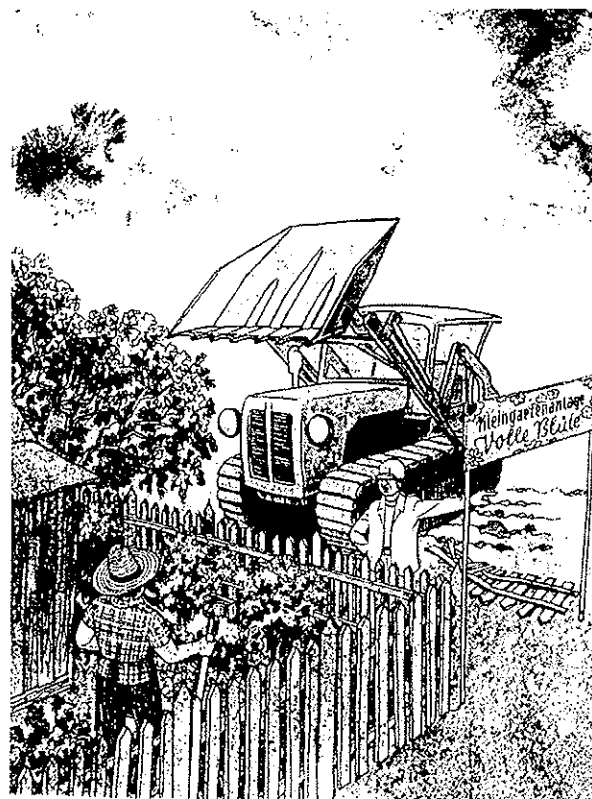


„Hoffentlich kriegt er bald die Sprühdüse für den Gartenschlauch des Cousins seines Schwagers – Dann dürfen wir nach Hause!“ — Barbara Henniger (1977)

die Aussaat oder unaufschiebbare Pflegearbeiten anstanden, wenn die Ernte vor dem Verderben gerettet werden mußte, dann machte manch einer eben auch mal blau. Der Kleingarten war mitunter quasi ein zweiter Arbeitsplatz. Jeder Handschlag hier konnte einem mehr am Herzen liegen, als die Arbeit im Beruf, weil man sein eigener Herr war, handfeste Ergebnisse sah, die Früchte der Anstrengung selber ernten konnte und damit noch gesellschaftliches Ansehen erwarb. Bei der ganzen Kleingartenpolitik ist vielleicht übersehen worden, wie mühsam, zeitaufwendig und damit teuer diese Art der Kleinstproduktion war. Die Zeche hatten alle zu bezahlen. Denn auch der Kleingärtnerstag hatte nur 24 Stunden. Irgendwo mußte die Zeit abgeknipst werden, die Pflanzen und Tiere verlangten, notfalls eben von der Arbeitszeit.

Ein Blick zurück in die Geschichte zeigt, daß das schon immer so war. In den Frühzeiten der Industrialisierung waren vielerorts „Kartoffelferien“ selbstverständliches Gewohnheitsrecht. Arbeiter blieben einfach zu Hause, sobald die Ernte begann. Das galt auch für andere Berufsgruppen. Nicht ohne Grund war etwa schon 1705 vom Schweriner Magistrat angeordnet worden, Handwerkern kein Grabe- oder Gartenland zu überlassen. Man fürchtete, sie würden sonst ihr Gewerbe vernachlässigen. Diese Sorge hatte in der DDR offenbar niemand, obwohl gerade hier der Kleingartenbau mit einer Intensität betrieben werden sollte, die manchem Berufsgärtner zur Ehre gereicht hätte. Wenn die Rechnung mit der Selbstversorgung nicht so ganz aufgegangen ist, so vielleicht auch deshalb, weil auf Dauer niemand mit gleichem Einsatz tagsüber Arbeiter und abends bzw. am Wochenende eine Art Freizeitbauer sein konnte.

Neben dem Krankfeiern war ein anderes häufiges Motiv der Karikaturisten die Tatsache, daß Kleingärtner ihre Betriebe schröpften, wenn sie Material, Werkzeuge, Maschinen, Fahrzeuge und Hilfskräfte brauchten. Das mag sie – wie schon im Falle der Arbeitsbummelei – in die Nähe von Asozialen und Kleinkriminellen gerückt haben. Es war aber ein offenes Geheimnis: Nicht nur Kleingärtner bedienten sich am Volkseigentum. Die meisten hätten alles Notwendige lieber ganz normal gekauft, wenn es denn irgendwo zu haben gewesen wäre. Aber der sogenannte Bevölkerungsbedarf rangierte in der staatli-



„Gestern war Ihr Räumungstermin. Hier wird gebaut!“

„Wann denn?“

„Den Termin gibt's noch nicht.“

— Heinz Behling (1980)

chen Planwirtschaft immer unter ferner liefen, war ein Stiefkind der Versorgung. Es gab keine Baumärkte oder Gartencenter, wo man nur hätte zugreifen brauchen. Darum wurde bei der Arbeit abgezweigt, was sich irgendwie beiseite bringen ließ – Ausgedientes, Abfälle, manchmal auch Nagelneues. Maschinen wurden ausgeliehen. Wenn die Kraftfahrer des Betriebes ohnehin durch die halbe Republik kutschierten, um dringend benötigte Ersatzteile ausfindig zu machen, konnten sie bei der Gelegenheit vielleicht auch einen Rasenmäher auftreiben oder zwischendurch eine Fuhre in den Garten bringen. Selbst die Betriebshandwerker ließen mit sich reden. Sie übernahmen den einen oder anderen Auftrag, weil ein Nebenverdienst nie zu verachten war. Ganz regulär war es nämlich nahezu unmöglich, für irgendein privates Bauvorhaben einen Dachdecker oder Installateur zu finden, jedenfalls keinen, der für Ostgeld arbeitete. Unter diesen Bedingungen war eine breite Grauzone entstanden, wo sich Schwarzarbeit, reine Gefälligkeit und kollegiale Hilfe mischten, wo auch die Herkunft von Material und Werk-

zeugen nicht immer klar war. Da alles auf Gegenseitigkeit beruhte und höchstens zu Lasten des anonymen Volkseigentums ging, herrschte stillschweigendes Einverständnis mit dieser Praxis.

Der Betrieb wurde von vielen ohnehin als umfassende Sozialstation angesehen, die sich um alles zu kümmern hatte, was man nicht aus eigener Kraft bewerkstelligen konnte. Werksverkehr, Kantine, Betriebsverkaufsstelle, Poliklinik, Wohnungsbaugenossenschaft, Kindergarten, Ferienheim, Sportgemeinschaft, Bibliothek, Klubhaus usw. sorgten dafür. Wenn der Betrieb Theaterkarten beschaffte, dann konnte er einem doch auch beim Bungalowbau ein bißchen unter die Arme greifen. Als in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre das Programm zur Schaffung von 150 000 neuen Kleingärten anliefe, sind viele der eingebürgerten Gepflogenheiten legalisiert worden. Betriebe konnten verpflichtet werden, ihre Beschäftigten bei der Einrichtung eines Kleingartens, beim Laubenbau usw. zu unterstützen. Mitunter hatten sie bei neuen Anlagen sogar für die Erschließung des Geländes zu sorgen, mußten dafür Kapazitäten und Material bereitstellen. So



„Man hört richtig, wie allet wächst.“
 „Einverstanden. Doch der Vorstand rechnet mit
 Dezitonnen und nicht mit Dezibell!“
 — Heinz Behling (1987)

gesehen war die eigenmächtige Selbstbedienung mancher Kleingärtner in den zurückliegenden Jahren vielleicht nur ein Vorgriff auf spätere Regelungen.

Viele Zeichnungen führten vor Augen, wie das Kleingartenwesen mit dem Wohnungsbau korrespondierte. Wohl niemand hat diesen Zusammenhang so offen ans Licht gebracht wie die Karikaturisten. Sie machten sich in diesem Punkt direkt zum Anwalt der Kleingärtner. Bis Ende der 70er Jahre warben sie um Verständnis dafür, daß sich über Hochhäuser nicht freuen konnte, wer seine Parzelle dafür opfern mußte, zumal wenn er sah, daß der Architekt selber in einem hübschen kleinen Häuschen wohnte. In den 80er Jahren deckten die Zeichner auf, daß die neue Kleingartenpolitik eine direkte Folge und Ergänzung der Wohnungsbaupolitik war. Kleinstwohnungen in monotonen Großsiedlungen wurden von vielen Bewohnern nur dann akzeptiert, wenn sie zum Ausgleich ein paar Quadratmeter Garten dazu bekamen. Unter den gegebenen Verhältnissen wurden Kleingarten und Wochenendgrundstück mit Laube oder Bungalow ganz zwangsläufig zur Außenstelle der Mietwohnung. Das erklärte auch die wahre Bauwut der Kleingärtner, die eben kein persönlicher Spleen, sondern eine Antwort auf staatliche Vorgaben war. Natürlich wurden solche Konstellationen nicht bierernst zur Sprache gebracht, und es fehlte auch nicht an Seitenhieben an die Adresse der Kleingärtner. Der Schmu mit den Baugenehmigungen, die Winkelzüge, mit denen Gartenordnungen und andere Vorschriften ausgehebelt wurden, die fixe Idee, noch aus der schäbigsten Bretterbude eine Prachtvilla mit allerlei modischen Extras machen zu wollen – all das wurde auf die Schippe genommen, doch immer mit einem Lächeln und in der stillen Einsicht: Die Leute können gar nicht anders. Wer in diesem Lande heimisch werden wollte, der brauchte irgendwo seine private Spielwiese, ein zweites Zuhause, einen stillen Hafen, in den er sich zurückziehen konnte aus der öffentlichen Arena.

Ein dritter Komplex von Zeichnungen hat den Kleingarten mehr oder weniger als Sinnbild für das ganze Land vorgeführt. Die Laubenkolonien, die engen, eingegitterten Gärtchen mit ihren am Ende doch immer irgendwie ärmlich wirkenden Lauben und dem beschränkten Auslauf konnten auch als ein Gleichnis für die DDR und ihre Bewohner

verstanden werden. Hier fand sich so viel Provisorisches, Behelfsmäßiges, aus der Not Geborenes wie überall sonst auch. Da wuchsen die Bäume nicht in den Himmel. Kleingärtner waren stille, genügsame Leute. In den Anlagen blieben sie unter sich, halfen einander und verstanden sich ohne große Worte. Es gab feste Spielregeln, an die sich jeder im eigenen Interesse hielt. Das Sagen hatten die Alten.

Aus diesem Grund waren eben auch Gartenzwerge immer so reizvoll für die Zeichner. Es ging da nicht allein um Kitsch oder Kunst, sondern vor allem um den Symbolcharakter der Winzlinge. Auf etlichen Blättern waren sie nämlich selbst die Akteure. Sie urteilten aus ihrer Perspektive, legten ihre Elle an. Und siehe da, der kleinste Maulwurfshügel erschien als gigantischer Berg. Wenn man ihn bezwang, galt das als ungeheure Leistung. Zwergenland war überall. In der DDR sprach man großspurig vom Weltniveau, blieb aber immer den Dimensionen und Normen des eigenen Landes und seinem Kirchturmhorizont verhaftet. Durch diesen Mangel an Welt und an deren Maßstäben ist in der internationalen Arena viel Kredit verspielt worden. Auch im Inneren wurden die Leute durch eine kleinkarierte Alltagspraxis verprellt. Das böse Wort vom Schrebergartensozialismus war gewiß nicht gegen die Schrebergärtner gerichtet. Es traf aber etwa den Kern der Sache.

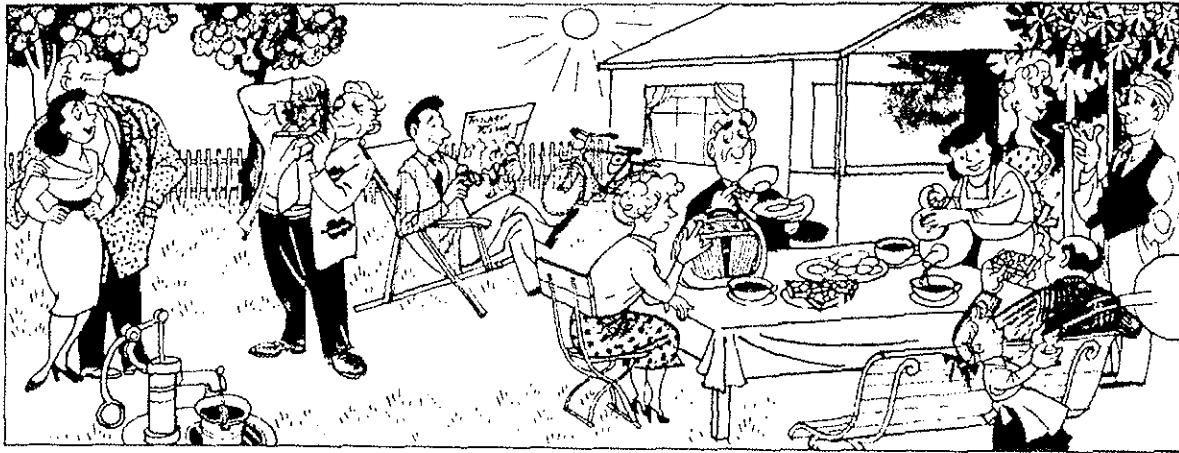
Eine frühe, heute geradezu prophetisch erscheinende Darstellung soll noch erwähnt werden. Im Krisenjahr 1953, nach Stalins Tod und den Ereignissen vom 17. Juni erschien in der Zeitschrift *Frischer Wind* die Zeichnung einer regelrechten Kleingartenidylle, einer heilen Welt hinterm Gartenzaun, ein richtiges kleines Genrebildchen. Da spielten Kinder, saßen fröhliche, gut gekleidete Zeitgenossen an einem Sonntagnachmittag bei Kaffee und Kuchen, andere standen plaudernd umher oder posierten für ein Foto, einer las im Liegestuhl Zeitung, die Apfelbäume versprachen reiche Ernte und über allem schien die Sonne. Selbst die damaligen Leitfossilien des Wohlstands fehlten nicht – Pralinen wurden herumgereicht, ein Kofferradio spielte, die tolle Kamera war deutlich zu erkennen, ein Fahrrad lehnte an der Laube, einem schmucken Holzhäuschen, genau an dem Typ, für den die Kleingärtnerzeitung gerade so viel Reklame machte und der einem auf Wunsch per Post ins Haus geschickt werden sollte.



Auch die DDR hat schöne Ecken.
— Louis Rauwolf (1990)

Nichts Besonderes, könnte man heute meinen. Für die damalige Zeit aber wohl doch. Wenn man bedenkt, daß Kleingärtner seinerzeit einen schweren Stand hatten, allenthalben als kleinbürgerliche Elemente und politisch unsichere Kantonisten beargwöhnt und geschmäht wurden, sogar noch 1960, also sieben Jahre später, von Walter Ulbricht persönlich als rückständig abgekanzelt wurden, erscheint diese Zeichnung in einem ganz anderen Licht. Wie konnte der Kleingarten plötzlich als Gleichnis für das schöne und gute Leben auftauchen?

Die SED-Führung hatte nach der schweren politischen Schlappe einen „neuen Kurs“ verkündet, um die sozialen Frieden wieder herzustellen. Schnelle Maßnahmen sollten die Lebenslage der Bevölkerung verbessern. Sogar den Kleingärtnern wurde manches in Aussicht gestellt, unter anderem eine Fahrpreisermäßigung für den Weg zum und vom Garten sowie die Lieferung von vorgefertigten Lauben und Wochenendhäusern. Der Zeichner, damals ein junger Mann von Anfang 20, hatte sicher den Auftrag der Redaktion, Optimismus zu verbreiten, zu zeigen, wie schön das Leben im Sozialismus sein wird. Alles vordergründig Politische sollte in der angespannten Situation wohl vermieden werden. Da bot sich der Kleingarten als Symbol geradezu an. Es war gewiß eine Ironie der



Horst Alisch (1953)

Geschichte, daß haargenau diese Vision dann bis 1989 Wirklichkeit geworden ist. Ein sicheres, einfaches, auskömmliches Leben hinterm Zaun bzw. hinter der Mauer konnte die DDR ihren Bürgern bieten. Auch ein bescheidener Wohlstand war möglich. Im Laufe der Zeit wurde aus dem Kofferradio der Farbfernseher und aus dem Fahrrad der Trabant. Doch die Leute wollten am Ende anderes und mehr.

Eines muß man bei der Gelegenheit dem *Frischen Wind* bzw. *Eulenspiegel* zugute halten. Die Karikaturisten dieser Zeitung waren die einzigen, die 1954 publik machten, daß die Sache mit den Holzhäuschen – wie so manches andere – nur ein leeres Versprechen war. Niemand sonst hat sich damals für die Kleingärtner in der Öffentlichkeit stark gemacht.

Dieser kurze Streifzug durch die DDR-Karikatur ist für Kleingärtner nicht gerade schmeichelhaft ausgefallen. Das konnte auch gar nicht sein. Satire muß zuspitzen und weh tun, sonst ist sie keine. Deshalb sollte sich aber niemand auf den Schlips getreten fühlen. Im Gegenteil, Kleingärtner können heute froh und stolz sein, bei den Zeichnern so viel Aufmerksamkeit gefunden zu haben. Sie sind auf diese Weise eingegangen in den großen Fundus von Quellen, aus dem vielleicht dermal-einst Alltag und Mentalität der Ostdeutschen rekonstruiert werden.

Für Karikaturisten waren Kleingärtner immer aus zwei Gründen interessant. Einmal stand der Kleingärtner für den Ostdeutschen schlechthin. Den konnte man noch so sehr zum Helden der Arbeit und zum selbstlosen Kollektivmenschen hochstilisieren – er machte doch, was er wollte. Am Kleingärtner ließ

sich also viel Allgemeingültiges zeigen. Die ostdeutsche Kleingärtnerschaft war sogar im soziologischen Sinne repräsentativ. In ihren Reihen waren alle Schichten gebührend vertreten. Mit über 1,2 Millionen organisierten Freizeitgärtnern – vom Pförtner bis zum Direktor, von der Näherin bis zum Universitätsprofessor – war das auch keine unbedeutende Randgruppe. Zum anderen erweckten Kleingärtner das Interesse der Zeichner, weil sie so viel von ihrem Privatleben in der Öffentlichkeit zeigten. Wer wissen wollte, wie die Leute wirklich lebten, der brauchte nur mit offenen Augen durch die Anlagen zu gehen. Das haben die Karikaturisten getan. Daß sie dabei auch auf Arbeitsbummelanten, Schluckspechte, Langfinger und Banausen gestoßen sind, verwundert nicht. Ein Blick hinter die Wohnungstüren in jedem beliebigen Zehngeschosser hätte dasselbe Bild ergeben.

Wer sich dennoch gekränkt fühlt durch das Bild, das DDR-Karikaturisten vom Kleingärtner entworfen haben, dem kann geholfen werden. Er braucht nur zu lesen, mit welchen Lobeshymnen Partei-, Staats- und Verbandsspitze die Kleingärtner vor allem in den achtziger Jahren hochjubilten. Zu jenen markigen Worten und großen Parolen lieferten die Zeichner ein erfrischendes Gegenstück und einen stillen Kommentar. Die komische Diskrepanz dieser beiden Perspektiven wird auch den Letzten zum Lachen bringen. Da bleibt nur die Frage, wer der Wahrheit näher war.

Weitere Karikaturen zum Kleingartenthema sind zu finden in: Isolde Dietrich: *Hammer, Zirkel, Gartenzaun*. Die Politik der SED gegenüber den Kleingärtnern. Berlin 2003. ISBN 3-8311-4660-8.